

Dr. Leo Baeck vermochte seine Lagergenossen zu überreden, diese Versuchung zu überwinden und keinem der Deutschen geschah etwas (ergänzt durch Redaktion).

Nach der Befreiung ist Leo Baeck nach London übersiedelt. Aber er ist sich selbst und der Menschlichkeit treu geblieben. Niemals kam ein Wort des Hasses oder der Verdammung gegenüber Deutschland oder dem deutschen Volk über seine Lippen. Für die Verbrennung seiner Bücher, für die Zerstörung seiner Gemeinde suchte er weder Rache noch Vergeltung. Auf den Trümmern einer unseligen Vergangenheit will er eine neue, bessere Zukunft aufbauen helfen.

Dr. Baeck hat besonders in den Jahren des Hungers, zum Teil unter großem persönlichen Verzicht, deutschen Menschen geholfen und viele Pakete nach Deutschland gesandt. (Ergänzung der Red.)

Aus dieser Gesinnung heraus sagte er nach dem Kriege, zu einer Zeit, da die Wogen des Ressentiments gegen alles Deutsche sich überschlugen: „Ich danke aus ganzem Herzen den Deutschen, die meinen Glaubensgenossen in ihrer Bedrängnis zu Hilfe gekommen sind, und ich wünsche dem deutschen Volk nach seiner Befreiung von der nationalsozialistischen Herrschaft eine glückliche Zukunft.“

10/7) *Erinnern wir uns noch...*

a) *Zur 20. Wiederkehr des Boykott-Tages (1. April 1933).*

Am 1. April 1933, zur 20. Wiederkehr des Boykott-Tages, sagte Dr. Leo Baeck in einer Ansprache „Bewährung des Deutschen Judentums“ u. a.: „Wir gedenken dieses Tages vor allem um der Geschichte willen. Es ist ein Gesetz der Geschichte, wer von der Geschichte nichts lernt, muß Geschichte wiederholen... Jeder große Aufstieg, der dauernd ist in der Geschichte eines Volkes, beginnt mit einer großen Tapferkeit, nicht mit genialen Menschen, aber mit Menschen einer großen Tapferkeit. Jeder Niedergang begann mit einer großen Feigheit. Wir haben es erlebt. Der 1. April 1933 spricht davon. Die Universitäten hatten geschwiegen, die Gerichte geschwiegen, der Präsident des Reichs, der den Eid auf die Verfassung geleistet hatte, hat geschwiegen. Der 1. April 1933 sollte in der Geschichte genannt werden der Tag der großen Feigheit. Ohne die Feigheit damals wäre alles, was gekommen und über uns gekommen ist, nicht geschehen. Man spricht von dem Boykott-Tag. Die jüdischen Geschäfte wurden boykottiert. In Wahrheit wurde das Recht boykottiert. Die jüdischen Geschäfte haben eine Zeitlang überstanden, das Recht hat diesen Tag nicht überstanden...“

Wie stets schließt Dr. Baeck mit der ihm eigenen Gabe das Positive jeder Situation zu erfassen, in dem er erinnert, was die Bevölkerung der jüdischen Menschen jener Zeit, die dem Tod stündlich ins Auge sahen, Großes vollbracht, und sagt: „... Daran dürfen wir denken, ... voller Dankbarkeit, voller Demut und Ehrfurcht dürfen wir von diesem 1. April 1933 sprechen, und wie das Wort des Psalms es sagt: „Das wird aufgeschrieben werden für ein kommendes Geschlecht...“

(Aus Sondernummer des Informationsblattes der „Association of Jewish Refugees in Great Britain“, VIII. (London, Mai 1953 No. 5, p. 9.)

b) *Der 9. November...*

Von deutschen Pressestimmen zur Erinnerung an den 15. Jahrestag der Synagogenbrände und dem Verbrechen, das vielen das Leben kostete, veröffentlichten wir die folgenden Beiträge:

Knirschendes Glas

Wie war das, als man an jenem nebligen Novemberabend ruhig und ohne böse Gedanken von der Arbeit kommend, durch die Stadt lief und plötzlich, lange ehe man den Rauch und die Flammen sah, das vielstimmige Dröhnen hörte, das Summen, Brummen, Schreien von Menschen, das unbestimmbar Weise bedrohlich klang — man wußte nicht weshalb? Dann sah man die Straße, in der die Synagoge

lag, verstopft von Massen und die drohenden Geräusche wurden stärker. Aber immer brachte man beides noch nicht in einen gedanklichen Zusammenhang: das fremde Gotteshaus und die dumpfe Drohung. Bis man plötzlich, wie im Blitz geschah das alles, sah, wie ein Ladenfenster eingeschlagen, eine Frau herausgezerrt wurde — und wie eine andere Frau, aus dem Fenster gegenüber gellend rief: „Einbrecher! Mörder! Polizei! Polizei!“ Diese hilfsbereite Frau am Fenster hätte wohl noch lange gerufen, wären nicht ein paar junge Burschen mit drohenden Gesten erschienen und hätten hinaufgeschrien: Sie solle nur still sein, wenn sie nicht aufhöre, nach der Polizei zu rufen, kämen sie auch zu ihr! Übrigens stand die Polizei nicht weit entfernt und rührte sich nicht.

Was im einzelnen geschah, erfuhren nur die, die es verübten und die, die es erlitten. Die anderen sahen am nächsten Morgen die noch schwelenden Reste der jüdischen Kirchen, und sie gingen in den Geschäftsstraßen an den zerschlagenen jüdischen Läden vorbei, unter den Schuhen das knirschende Geräusch splitternder Scherbenreste, jenes charakteristische Geräusch, das sie ein paar Jahre später hundert- und aberhundertmal in der eigenen Wohnung, in allen Straßen aller deutschen Städte empfinden sollten — für jeden, der Ohren hatte zu hören, eine Entsprechung von wahrhaft biblischem Ausmaß! Niemand hätte, damals, vor nun fünfzehn Jahren, am 9. November 1933, sagen können: er habe nicht gewußt, was geschah, als die Hilfsbereiten bedroht und die staatlichen Hüter des Rechts zum Schweigen gebracht wurden. Statt dessen sagte man „Kristallnacht“, das klang humorig, rauh, aber herzlich; die Bezeichnung selbst war ein Bestandteil in jenem Prozeß vorsätzlicher Selbsttäuschung, der ein ganzes Volk jahrelang betäubte. Und in der Tat kam ja später für die Juden noch Schlimmeres. Vielleicht ist es gut, hin und wieder auf Scherben zu treten, damit wir es wieder hören, jenes doppelsinnige Knirschen des Glases unter unseren Schuhen: das Geräusch der Erinnerung an das, was die meisten nicht wollten und was dennoch geschah. (In: Frankfurter Allgemeine. [7. 11. 53] 260.)

✱

Wir haben vor uns Berichte liegen, die den Tag des 9. November beschreiben. Dieser Tag, sein Abend und die darauf folgende Nacht sind mit allen Begleiterscheinungen als „Kristallnacht“ in die schmerzreiche Geschichte der Menschheit unvergänglich eingegangen. So unvergänglich wie der zweite Weltkrieg, an den man heute im Deutschland der Wiederaufbauernfolge nur bedingt erinnert wird. Wenn man sich aber daran erinnert, so möglichst nur im Zeichen des „Erfolges“, der beweisen soll und auch beweist, wie tüchtig man ist, wie sehr man mit viel Arbeitskraft, mit viel Bienenfleiß geschafft hat, um die Schäden des Krieges für die heutige Generation zu beheben. Das ist auch wahr...

Es scheint uns aber an der Zeit, uns unter allen Umständen gegen das Wiederaufkommen einer neuen deutschen Hybris wenden zu müssen. Der Ausdruck besagt auf deutsch: frevelhafter Übermut. Dieser „frevelhafte Übermut“, der uns bei der Erinnerung an die „Kristallnacht“ begegnet, den wir auch in unserer Zeit da und dort verspüren, ist es, der uns veranlaßt, die „Kristallnacht“ als die Nacht deutscher Tragödie zu bezeichnen. — Was in dieser Nacht vorgefallen, weiß jeder, der mit lebendigen Sinnen in diesem Leben steht. Nur wenige aber vergegenwärtigen sich, was die unschuldigen jüdischen Mitbürger in dieser Nacht gelitten haben, was sie, die an das „schöne und fruchtbare Deutschland“ glaubten, erduldet und ausgestanden haben. Das alles liegt verborgen in der Seele der Wenigen, die übriggeblieben sind. In gleichem Maße verborgen ist das, was sich in den Seelen jener vollzog, die als unsere Mitbürger und Mitbürgerinnen den Schrecken des Todes mitsamt der Todesangst ausgesetzt waren. Sie haben Unsagbares erlitten. Gedenken wir ihrer zum 9. November? (Aus: Frankfurter Rundschau. 7. November 1953). (Vgl. Beilage zum „Parlament“ s. u. S. 56.)

c) Das Testament Verlorener

Der Aufstand im Warschauer Ghetto, 19. April 1943

Eine einsame unbeschädigte Mauer steht jetzt inmitten eines Meeres nackter Ziegeln, das einst das bevölkerteste Viertel von Warschau war, das *Ghetto*. Sie ist das Denkmal für die halbe Million Juden, die auf den zehn Quadratmeilen des Ghettos lebten, und für jene 20 000, die in den sechs Wochen heroischer Verteidigung starben, die charakterisiert wird durch die darauffolgenden zynischen Worte der Überschrift des SS-Berichtes „Ghetto-Aktion“: „*Es gibt keinen jüdischen Wohnbezirk in Warschau mehr!*“ Dies, nachdem am 19. April 1943, dem ersten Tage des Pessachfestes, nachts SS, deutsche Polizei und Wehrmachtsformationen das Ghetto umstellt hatten, um nach dreijähriger Tragödie auch den Rest der jüdischen Bevölkerung zu liquidieren.

Am fünften Jahrestag des Ghettoaufstandes, dem 19. April 1948, wurde das oben genannte Denkmal „dem Andenken des Märtyrertums in Anwesenheit von einem halben Dutzend der wenigen Überlebenden dieser halben Million geweiht“, so berichtete „die Neue Zeitung“ vom 2. 5. 48.

Welche deutsche Zeitung hat sich am 10. Jahrestag an das Geschehene erinnert? An das Geschehene, von dem die Überlebenden meinen, daß das Überdauern seinen Sinn empfängt und eine Schuld ist „allen gegenüber, die Menschenantlitz tragen und die brüderlich zusammen auf der Welt leben wollen — und die einen Weg dazu finden müssen“ (vgl. Goldstein, „Die Sterne sind Zeugen“, s. Nr. 10/11, S. 34).

1945 erschien in New York ein Nachdruck einer Anthologie von Ghetto-Dichtung, die 1944 von dem im Untergrund existierenden Jüdischen Nationalen Komitee herausgegeben worden war. 1947 wurde diese Anthologie erweitert veröffentlicht unter dem Titel: „Das Lied soll nicht verloren sein“¹. Sie ist von jüdischen und nichtjüdischen Verfassern. Viele betrachten ihre Not als etwas, was die Grenzen des einzelnen Lebens weit überschreitet. Da ist etwas verkehrt mit der ganzen Welt. Und sie suchen das Gewissen dieser weiteren Welt zu erreichen und anzusprechen, von dem sie mit Recht bezweifeln konnten, ob es noch ein solches Gewissen überhaupt gab. Nein, so sagten sie immer und immer wieder, was ihnen widerfuhr, war keine persönliche Tragödie. Es ging um einen ungeheuerlichen, einen gigantischen Kampf zwischen Gut und Böse. — Oft erscheinen die Ghetto-Kinder in den Gedichten — die namenlosen kleinen Helden, die sich aus den Mauern herauswagten, um Nahrung zu suchen, nur um wie verirrte Hunde erschossen zu werden. — Das Ghetto wurde liquidiert. Die Häuser verbrannt und auch die Leichen. Nur die Sterne blieben übrig — und vielleicht ein Blatt Papier, das der Verfasser mit seinen letzten Worten unter die Ghetto-Mauer gelegt hatte. Der Knabe ist zu einem zitternden Schatten geworden und wie ein gejagtes Tier flieht und sucht er Zuflucht. Aber Schatten folgt ihm überall hin. Es gibt niemanden, dem er trauen könnte und schließlich wird er dazu getrieben, sich gegen die Vorsehung aufzulehnen, die all dies zuließ . . . Dieses job-ähnliche Thema des Protestes erscheint in sowohl christlichen wie jüdischen Versen, und Maria Hochberg-Marianska ruft in Verzweiflung aus: „O Christus, der Du auf den blutigen Wegen Polens gekreuzigt wurdest und von Haß von der Schwelle der Kirche getrieben, wo ist Dein Platz in diesen Zeiten des Verbrechens und der Schrecken: ist er nicht hinter den Mauern des Ghettos und dem Stacheldraht der Lager?“ Diese polnischen Dichter, die so über das Ghetto schrieben, waren bekümmert und beschämt, daß ihre Glaubensbrüder den Juden so wenig halfen. . .

(Aus: WJA (176) London, 9. 4. 53).

¹ Michal M. Borwicz, *The Song shall not be lost*, New York 1947.

Unter Bezugnahme auf den Briefwechsel (in Nr. 16 S. 16 ff.). „Wer spricht das befreiende Wort“ hier und heute veröffentlichen wir die

10/8) Erklärung des Ehrenvorsitzenden der deutschen Vereinigung für die Wissenschaft von der Politik, Professor Dr. Alfred Weber, Heidelberg,

auf der Tagung der Internationalen Vereinigung für die Wissenschaft von der Politik, im Haag, September 1952.

Die Wissenschaft von der Politik ist eine Wissenschaft, die, unbeschadet aller sachlichen Objektivität, von Wertgesichtspunkten ausgeht.

Wenn wir genötigt sind, die Taten und die Theoreme des Nationalsozialismus zu untersuchen, so werden wir das mit wissenschaftlicher Objektivität tun, und doch gleichzeitig die Verbrechen, die begangen wurden, mit aller Leidenschaft verurteilen und die Theoreme mit aller Entschiedenheit ablehnen, mit denen diese Verbrechen unglaublicherweise zu rechtfertigen versucht wurden. — Was da geschah, ist in seiner Furchtbarkeit einmalig und vom Standpunkt aller beteiligten Völker von ungeheurer Bedeutung. Und angesichts der Tatsache, daß Elemente, die irgendwie an den Vorgängen beteiligt waren, es wagen, in Deutschland wieder von sich reden zu machen, erscheint es angemessen, daß die Vereinigung für die Wissenschaft von der Politik den Schnitt gegenüber diesen Elementen so tief und so ausdrücklich wie möglich zieht, und ebenso von den Entsetzlichkeiten und Verbrechen der Politik Hitlers, wie von den falschen und von vermessenen Hochmut eingegebenen Theorien, mit denen er sein Tun zu rechtfertigen suchte, in gebührender Weise Abstand nimmt.

10/9) Zwei ehemalige Deutsche . . .

Die „Allgemeine Wochenzeitung der Juden“ schreibt vom 6. 11. 53: In unserer letzten Ausgabe hatten wir in unserem Kommentar „Ehemalige Deutsche . . .“ darauf hingewiesen, daß die deutsche Presse im allgemeinen die Tatsache verschwiegen hat, daß die beiden diesjährigen Träger des Nobelpreises für Medizin Juden sind, die Deutschland nach Hitlers Machtübernahme verlassen mußten. Der Nordwestdeutsche Rundfunk Köln hatte dagegen in einer Sendung „Zehn Minuten Politik“ darauf hingewiesen, daß die beiden Nobelpreisträger aus „russischen“ Gründen aus Deutschland vertrieben wurden, und berichtet aus dieser Würdigung:

„ . . . Man muß nur eine gute Nase haben. Und dann muß man der richtigen Witterung folgen.“

So einfach und so bescheiden äußerte sich der neue Nobelpreisträger für Medizin, Dr. Lipmann, als er die Nachricht von seiner Ehrung erhielt und gefragt wurde, mit welchen Methoden er den wunderbaren Vorgängen in den Milliarden Zellen des menschlichen Körpers nachgespürt habe.

„Das Ergebnis läßt sich nicht aus einem bestimmten Versuch ablesen. Es entspringt einer Reihe von Experimenten, die ineinander übergehen. Man muß ihnen nur nachgehen . . . Und wenn ich in dem großen Arbeitsfeld einen Beitrag geleistet habe, dann diesen: Ich habe eine Tür geöffnet zum Verständnis dessen, was den Organismus aufbaut. Aufbauen ist wichtiger als niederreißen.“

Der Mann, der das sagte, ist vor 54 Jahren in Deutschland geboren worden — in Königsberg. In seiner Heimatstadt, in Berlin und in München studierte er Medizin. Dann arbeitete er am Kaiser-Wilhelm-Institut. Und 1939 landete er, auf dem Umweg über Dänemark, in den USA.

Damals war Dr. Fritz Albert Lipmann nur einer von den Tausenden von Flüchtlingen, die, ohne einen Pfennig in der Tasche, auf dem Boden Amerikas Freiheit und Sicherheit suchten. Wenn Dr. Fritz Albert Lipmann den Geheimnissen des Lebens nachgehen wollte, dann mußte er zunächst sein eigenes Leben retten. Sein nacktes Leben, das von Männern bedroht war, die zweierlei Sorten Blut zu kennen glaubten, zweierlei Sorten Leben, von denen ihnen die eine nur ausrottungsbedürftig erschien. Dr. Fritz Albert Lipmann und Dr. Hans Adolf Krebs, die sich in diesem Jahre den Nobel-